

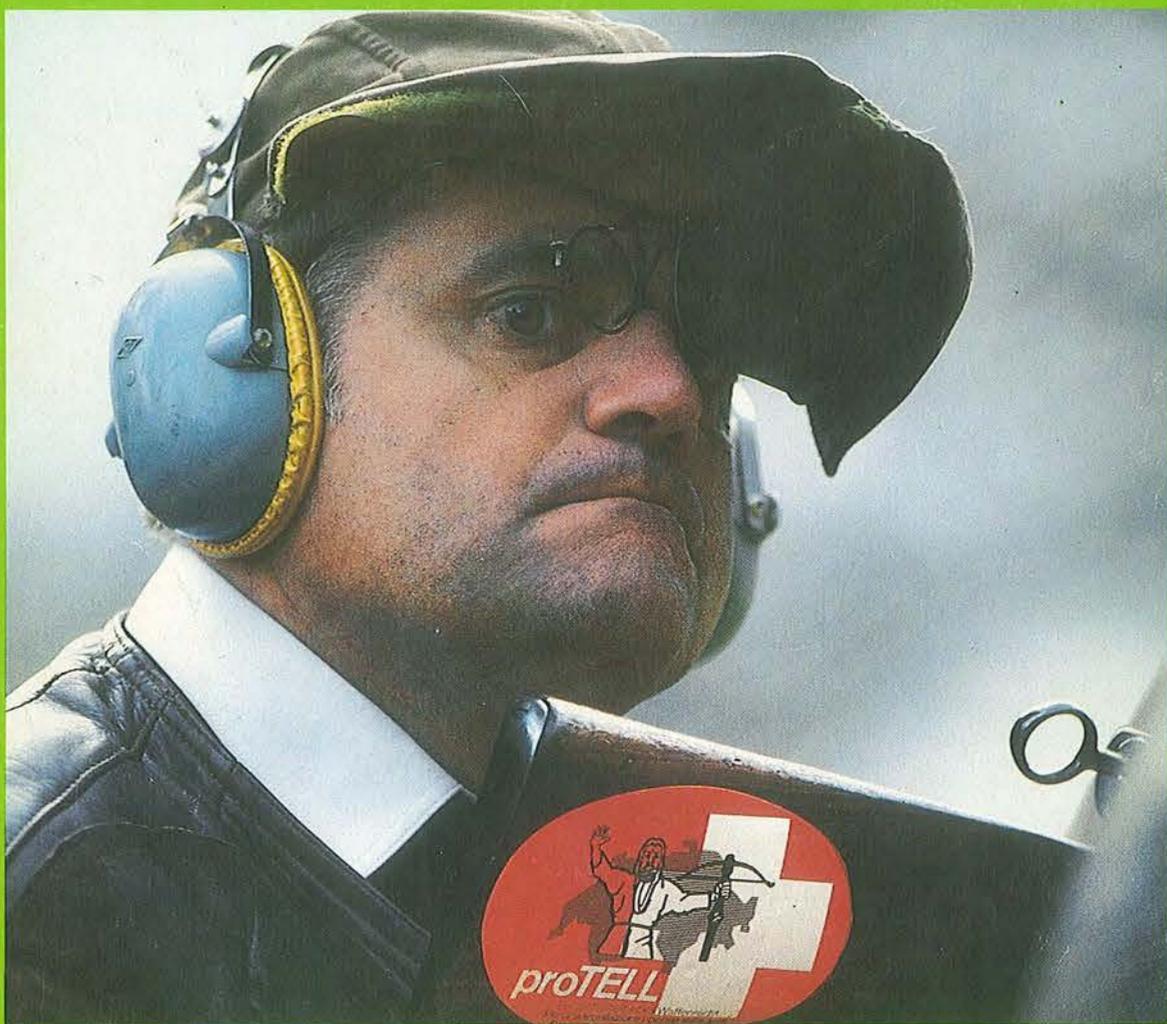
# GEO

Das neue Bild der Erde

C 2498 E

Nr. 4 / April 1985

10,- DM  
Österreich: öS 80  
Schweiz: sfr 10  
(25. März 1985)



## Wehr-Macht Schweiz

*Nil: Die ägyptischen Plagen • Teiche: Ein Bund fürs Leben •  
Tarahumara: Das Volk, das vom Himmel fiel • Indische Eisen-  
bahn: Streckenrekord • Kybernetik: Wenn Maschinen auf  
zwei Beinen gehen • Helgoland: Eine Sprache verstummt*

**GEO**  
**W** Automobile zu Fuß  
Eine Sendung von Volker Arzt  
31. März, 19.30, ZDF



## Die Schweizer Armee

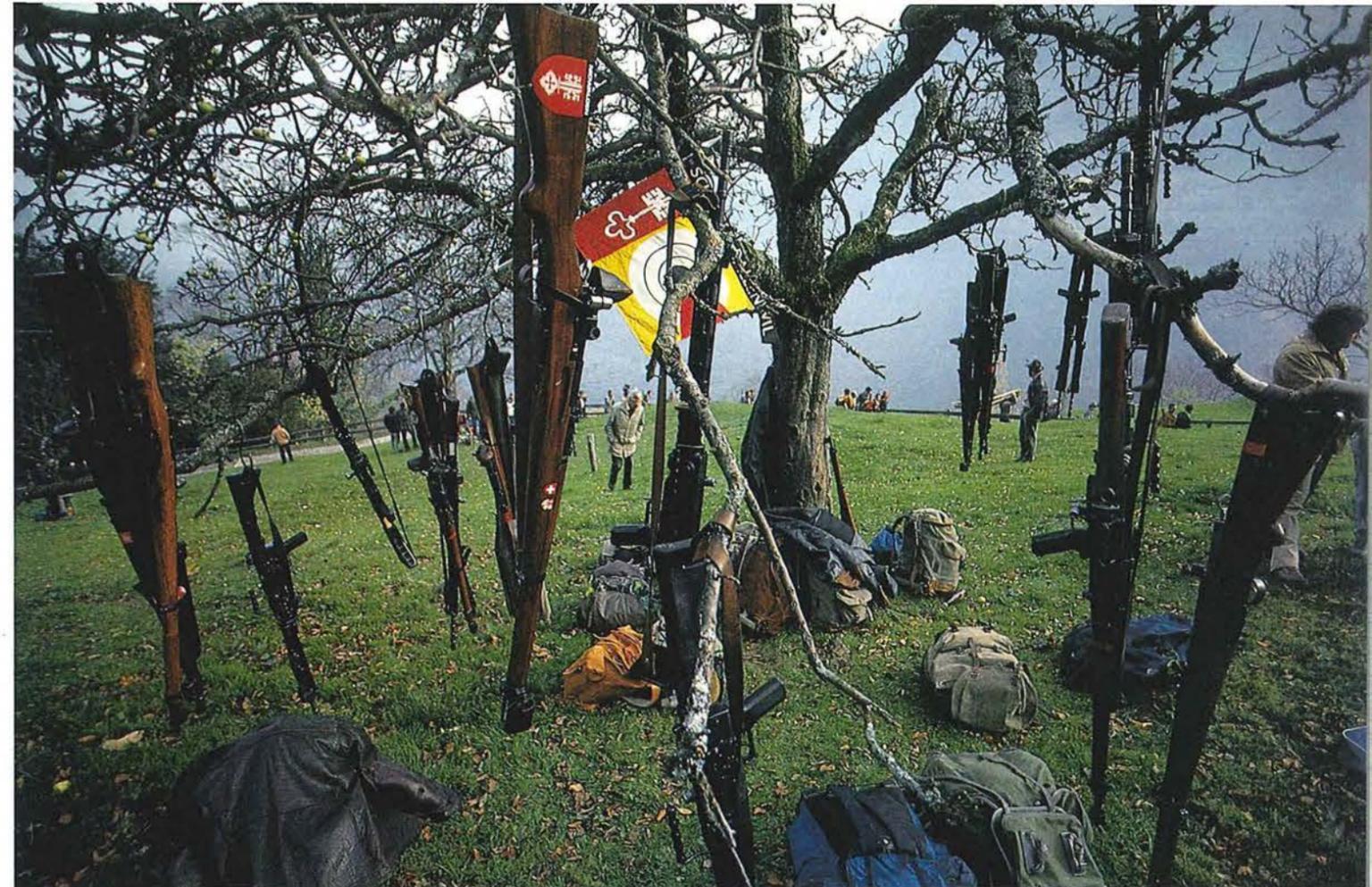
Wenn ein 20jähriger Eidgenosse sein Gewehr in Empfang nimmt, wird er es nicht mehr los, bis er 50 ist. Und daß hier die Soldaten »Wehrmänner« heißen, ist eine Wortkombination mit Zwangscharakter. Sie birgt das Mehrheitsempfinden der Enkel Tells in sich, wonach ein Mann schlecht erwachsen sein kann, dem die Milizarmee lediglich eine Einrichtung zum Schießen ist. In der Schweiz ist die Armee überall. Und wo Hunderttausende alljährlich Schreibtisch und Fließband, Chefsessel und Melkmaschine verlassen, um Krieg zu üben, hat das auch Folgen für den Frieden:

# Hier lebt verkehrt, wer sich nicht wehrt

## Zum Mutmachen nach Morgarten

Jedes Jahr in der  
Novembermitte bewegen  
sich schweizerische Militärs zu einer  
»Schlachtfeier« an die Grenze der  
Kantone Schwyz und Zug: Im Jahre 1315  
haben hier listige »Landlüt« ein über-  
legenes Habsburger-Heer aus dem Sattel  
geholt – ein Sieg, aus dem bis heute  
die Zuversicht abgeleitet wird, auch in  
Zukunft starken Gegnern die Stirn  
bieten zu können



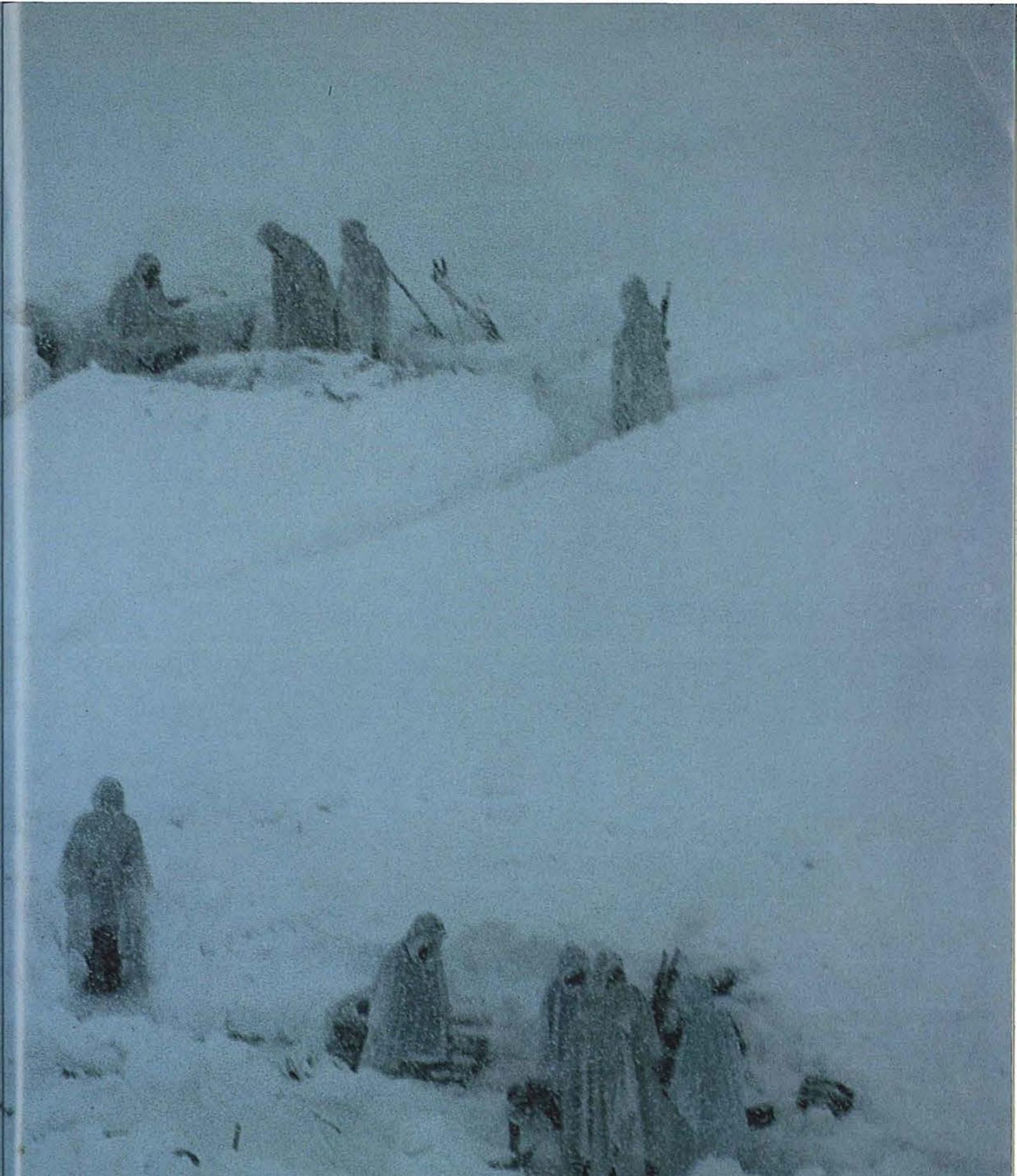


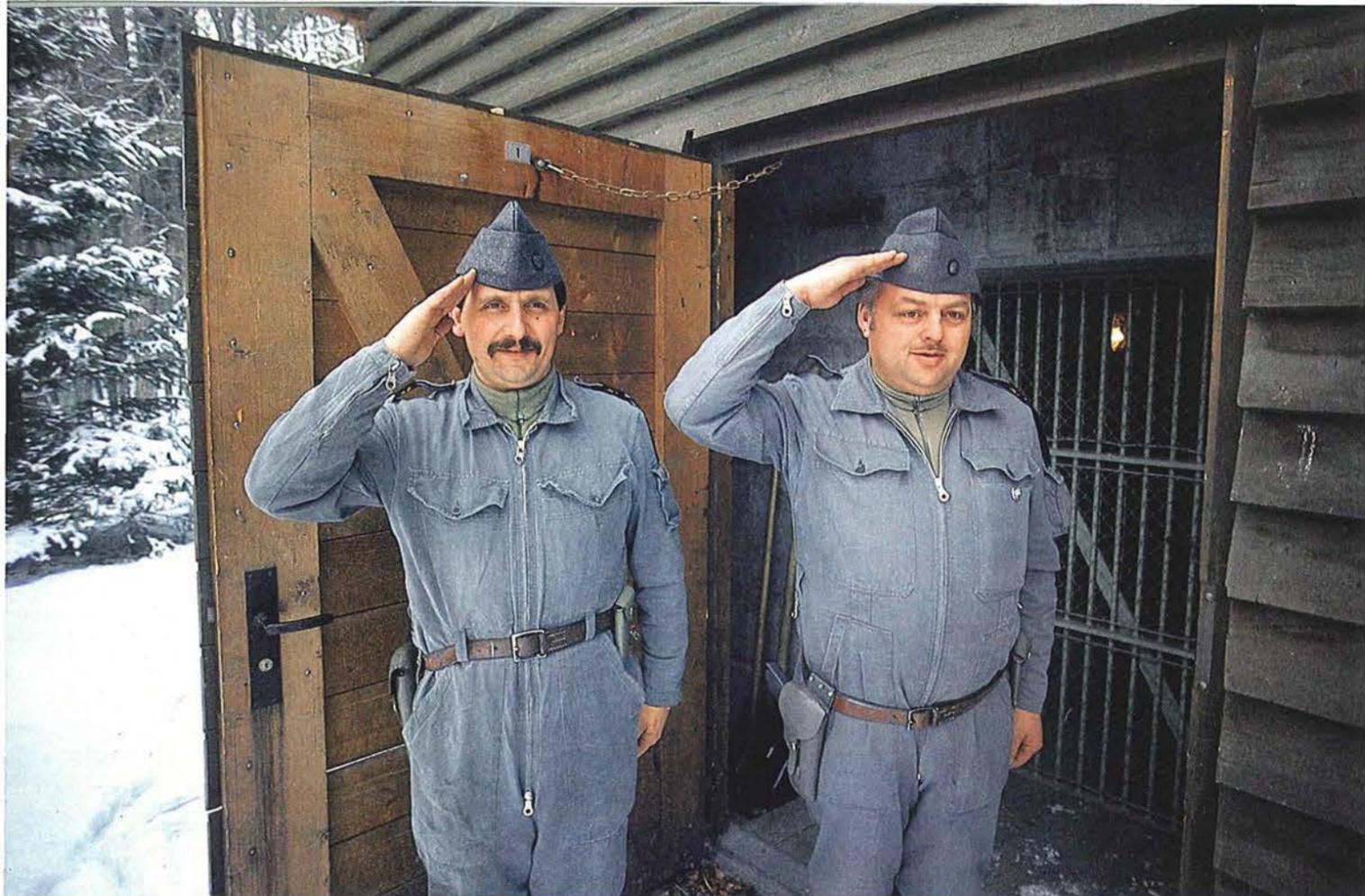
Daß die Armee in der Schützen-Gesellschaft Schweiz nicht am Kasernentor beginnt und endet, hat Tradition. Wenn schießfreudige Eidgenossen einmal im Jahr auf die Keimzelle ihres Staatswesens, die Rütli-Wiese, rücken, dann speisen sie sich aus Militärtöpfen, und in den Bäumen baumeln die Wehrmänner-Waffen. Wenn alte Schwyzer ihre Hellebarden nach Morgarten tragen – dann haben sie des Feldpredigers Segen und als Paradebeobachter zufriedene Polizei

**Ein Schützenfest für Leib und Seele**



**F**remde Soldaten im eigenen Land hat kein lebender Schweizer anders erlebt denn als Flüchtlinge oder Notgelandete. 1871 wurden 87 000 Mann der von den Deutschen verfolgten französischen Ostarmee auf eidgenössischem Boden interniert. Seither sind Soldaten anderer Länder nur so ungefährlich in die Schweiz gekommen wie die russischen Blessierten aus dem Afghanistan-Krieg, die hierzulande gesundgepflegt wurden. Die Hätetests, die Schweizer Männer gleichwohl bestehen müssen, heißen 100-Kilometer-Marsch und Untereidung. 91er Kälte-

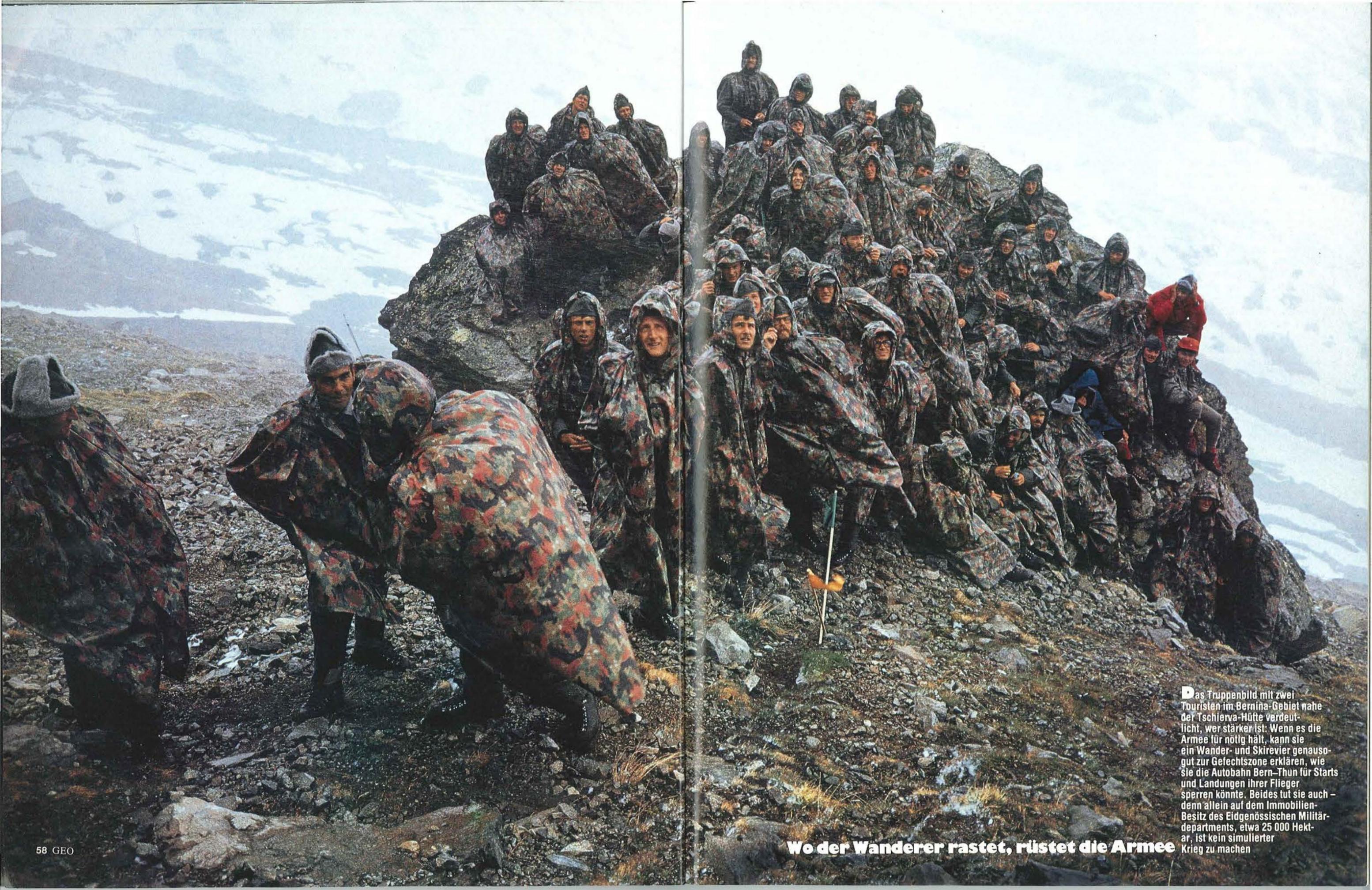




«Gesamtverteidigung» wird in der Schweiz wörtlich genommen: Zwei Männer bewachen eine als Holzhütte getarnte Geschützstellung, und eines der knapp 9000 Train-Pferde der Armee wird an die Gasmaske gewöhnt. Auf dem Armeefahrrad bringt ein gelernter Metzger einige der insgesamt 38 000 – teils nachflugtauglichen – Tauben zum Einsatzort, die als Nachrichtenübermittler Dienst zu leisten haben. Und auf dem Tessiner Waffenplatz Isone trainieren Grenadiere Grund-schnelligkeit

**Selbst die Taube fliegt fürs Vaterland**





Das Truppenbild mit zwei Touristen im Bernina-Gebiet nahe der Tschierva-Hütte verdeutlicht, wer stärker ist: Wenn es die Armee für nötig hält, kann sie ein Wander- und Skirevier genauso gut zur Gefechtszone erklären, wie sie die Autobahn Bern-Thun für Starts und Landungen ihrer Flieger sperren könnte. Beides tut sie auch – denn allein auf dem Immobilien-Besitz des Eidgenössischen Militärdepartements, etwa 25 000 Hektar, ist kein simulierter Krieg zu machen

**Wo der Wanderer rastet, rüstet die Armee**

Ein Bericht von Peter-Matthias Gaede  
mit Fotos von Alberto Venzago

Die Truppen des Warschauer Paktes haben Hamburg und Bremen überrannt, bewegen sich auf das Ruhrgebiet zu. Wir stehen mit den gerade zum garantierten 50-Prozent-Tarif dem Zug entstiegene Männern des schweizerischen Gebirgs-Füsilier-Bataillons 112 auf einem Kleinstadtbahnhof am Rande jener Region, in der Johanna Spyri einst ihre Heidi zu Hochsommern mit dem Geißen-Peter und dem Alm-Öhi zusammengeführt hat. Was die Österreicher machen, wissen wir nicht. Aber wahrscheinlich sind sie wieder mal jene zum Pazifismus neigende „Weichzone“, ich höre das noch die Leute im Berner Pentagon bedauern, die „ja nichts in der Luft haben als 30 Schulungsflugzeuge“ und die beim Atomkrieg glatt sagen würden: „Da hören wir sowieso auf.“ Die Österreicher also werden wohl gerade im Donau Becken kapitulieren. Irgendwo beim Südtiroler Trient kämpfen dafür die italienischen Alpini gegen die „WaPa-Staaten“.

Einstweilen decken sich die Wehrmänner des GebFüsBat 112 am Kiosk mit ziviler Schokolade ein. Denn die militärische Variante dieser Süßigkeit, „Notportion“ genannt, hat nicht nur 1000 Kalorien auf zwölf Täfelchen, sie stellt die Männer auch – im Verlauf der Übung ausgeteilt – vor harte Verdauungsprobleme.

Es ist ein Montag, 11.15 Uhr, und was anhebt, ist einer der – kurz „WK“ genannten – Wiederholungskurse: der Normalfall für schweizerische Milizsoldaten. Nach 17 Wochen in der Rekrutenschule müssen sie im sogenannten „Auszugsalter“, also bis sie 32 Jahre alt sind, acht WK absolvieren, dann bis zum 42. Lebensjahr mehrere „Ergänzungskurse“ in der Landwehr und bis zum 50. Geburtstag noch mindestens einen „Landsturmkurs“ – insgesamt 329 Tage Dienst.

Der WK der 112er soll mit einer „KMob“, einer Kriegsmobilmachungsübung, beginnen. Berufsmilitärs sind nicht im Einsatz, was wir, wären sie es, daran erkennen könnten, „daß sie keine Lachfalten haben“, sagt einer im zerknitterten Tenue, der zu-

mindest seiner Hose auch das Lachen abgewöhnt haben muß. Weil die Wehrmänner keinerlei Anstalten machen, sich in irgendeiner erkennbaren Richtung zu „verschieben“, wie sie für die nächsten drei Wochen jede ihrer Bewegungen nennen werden, verschieben wir uns in ein „Soldatenhaus“ des Christlichen Vereins Junger Männer. Der hat nicht nur Freizeiteinrichtungen mit einem Standardrepertoire an Soldatenwitz-Postkarten in die Nähe von Kasernen gebaut, sondern gibt auch ein „Neues Testament für Wehrmänner“ heraus.

### Am Sturmgewehr wird Führungsqualität fürs Büro erprobt

Uns gegenüber sitzt ein junger Leutnant mit Schmuck-Knopf im Ohr und einer wenig wehrtauglich anmutenden Brille, die ihm das Studium juristischer Lehrbücher an der Hochschule St. Gallen erleichtern soll. 25 Jahre alt ist er und „bestimmt kein guter Preuß“. Aber es reizt ihn an der Milizoffizierslaufbahn, daß man dabei „die Chance hat, mit 30 Leuten von morgens bis abends zu machen, was man will“. Er meint's nicht so, wie's klingt, will nur sagen, was Jean-Pascal Delamuraz, der Chef des Eidgenössischen Militärdepartements (EMD), vor der Zürcher Volkswirtschaftlichen Gesellschaft vornehmer mit „Symbiose“ von Wirtschaft und Militär umschrieben hat: daß einer bei der Armee jene in den Annoncen verlangten „Führungsqualitäten“ erlernen kann, die er dann im Büro karrierefördernd an der Schreibkraft wie am Prokuristen anzuwenden die Chance hat.

SOLCHE SYMBIOSEN sind typisch für das Land, in dem die Offiziersgesellschaft älter ist als die Bundesverfassung und die Frauen eher in die Armee durften als an die Wahlurne. Und den „Sonderfall Schweiz“, jenen mit Stolz und oft bemühten Satz, wonach die Eidgenossenschaft keine Armee habe, sondern eine sei – der besteht auch nicht nur aus den zwei Millionen Gewehren, Pistolen und Revolvern, die den Wehrmännern, summiert man's seit der Jahrhundertwende, für immer mit an Heim und Herd gegeben worden sind.

Der „Sonderfall“ ist der Normalfall: „Wie viele Filme lassen sich in einem

Kampfanzug verstauen“, fragt der Fotohändler, der in der Berner Christoffelgasse sein Schaufenster unter dem Motto „Rekrutenschule – Das einmalige Abenteuer“ dekoriert hat, seine Kunden. „Wo sie auch im Einsatz sind: Die Bankgesellschaft ist immer in Ihrer Nähe“, textet ein Kreditinstitut zum Bild zweier mit Sturmgewehr vorwärts preschender Soldaten.

In St. Gallen überfällt einer mit Kampfanzug und Armeewaffe eine Bankfiliale. Bei der Begegnung der Nachwuchskicker von FC Zürich und Young Boys Bern schlägt neben dem

FCZ-Libero ein Fallschirmspringer-Helm im Rasen ein.

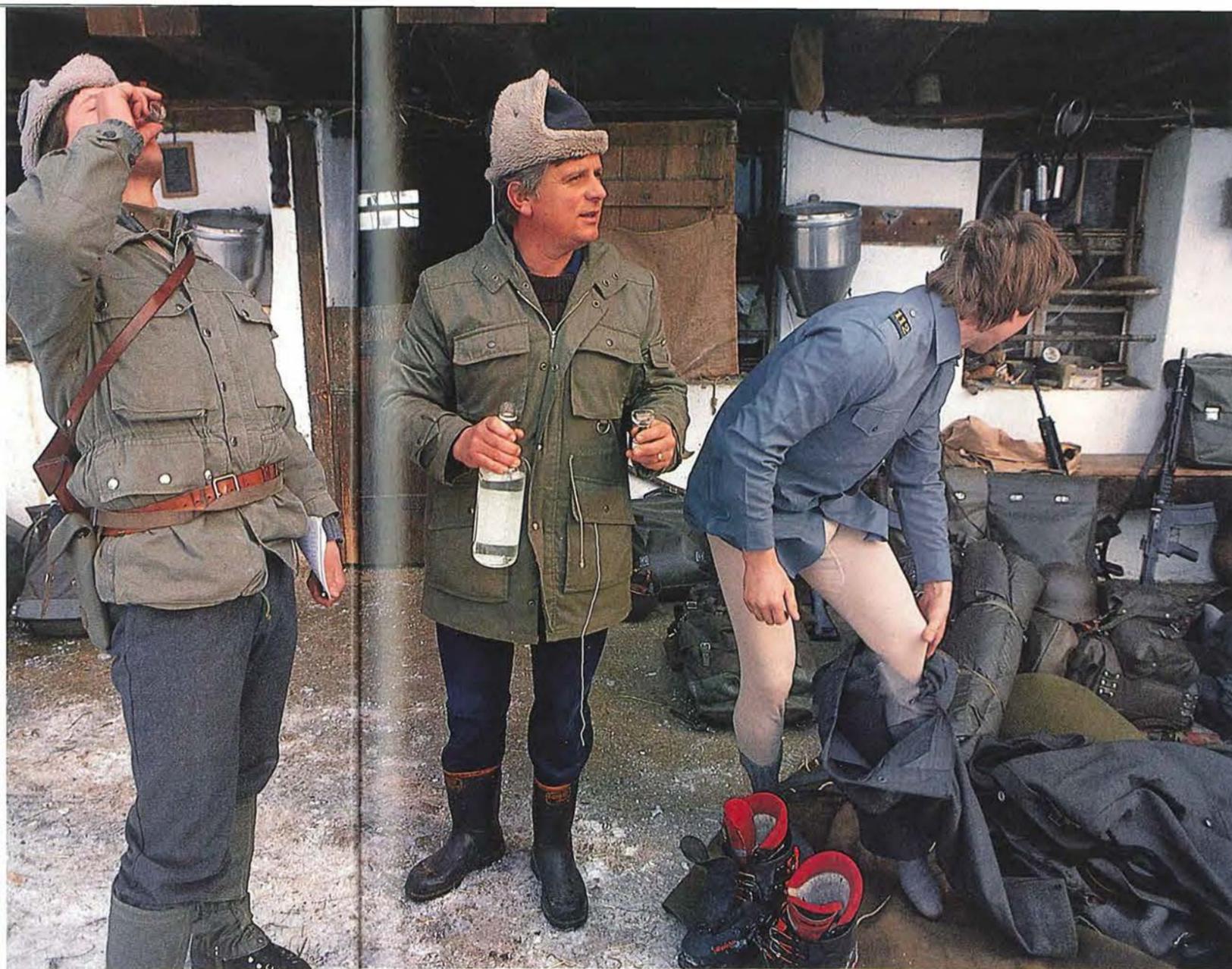
Ob dies nun das Leitwerk eines die Schweizer Luft sichernden Tigers, Hunters oder einer Mirage sei, fragt eine Tageszeitung ganzseitig das Wehrwissen ihrer Leser ab, und den Wehrmännern empfiehlt sie sich in Tarnfarben zur Lektüre auf dem Waffenplatz. Die Keller AG Ziegeleien suchen eine Direktionssekretärin mit „Kenntnissen des militärischen Schriftverkehrs“. Zu Bärau sind die Bewohner eines Pflegeheims übungshalber in einen Bunker umgesiedelt worden, wo

sie bei Mal-, Web- und Bastelarbeiten den Ernstfall testen, im Pfadiheim Hirschwil „figurieren“ zwei 4. Klassen der Primarschule Uster für die Onkels vom Zivilschutz als „Flüchtlinge“. Und in Brig sorgt sich der Generalstabschef vor Walliser Offizieren um den Wald – „wegen der erheblichen Probleme für die Kampfführung“, die dessen Sterben mit sich brächte.

Nein, in einem Land, wo auch der Bierbrauer im Kampf gegen das Preiskartell den Tellschen Freiheitsruf in die Annoncen hievt, gibt es kein Thema, das sich einem militärischen Nutz-

wert entzieht. Denn natürlich eignet sich etwa der Schweizer Hund, wenn auch nur „sechs Jahre diensttauglich“, als „vierbeiniges Frühwarnsystem“. Und selbstverständlich sind aus schlichtem Emmentaler die „heißgeliebten Militärkäseschnitten“ anzurichten.

Also, dieser Wiederholungskurs der 112er wie wohl auch viele andere WKs in der kleinen und zu 70 Prozent gebirgigen Schweiz werden sicherlich, rein gefühlsmäßig, „sehr von dem bestimmt, was in Afghanistan läuft“, sagt Leutnant Lüber. „Sehr bescheidene



Ein Bauernhof ist zum Kommando-Posten geworden und der Bauer zum Wirt: Schnaps vorm Stall leitet einen dreiwöchigen »Wiederholungskurs« des Gebirgsfüsilier-Bataillons 112 ein, den Normalfall des häppchenweise abzuleistenden Wehrdienstes. Der erste Tag solcher Übungen, wenn aus Zivilisten wieder Soldaten werden sollen, gilt den wenigen Berufsmilitärs als heikel. Sie wittern dann – zu Recht – eine verbreitete »Motivationskrise«

## Eine Mobilmachung im Frieden beginnt gemütlich

Mittel, viele Täler, großer Wille.“ Oder: „Mit der Kalaschnikow einen Kampfhubschrauber abschießen, das ist schon ein großes Ding.“ Nur wisse er nicht, schickt Lüber seinen eigenen Sätzen ein wenig versonnen hinterher, „ob der Schweizer Soldat sich auch ohne Narkose ein Bein amputieren ließe“. Dafür sei er wohl schon ein bißchen zu „degeneriert“.

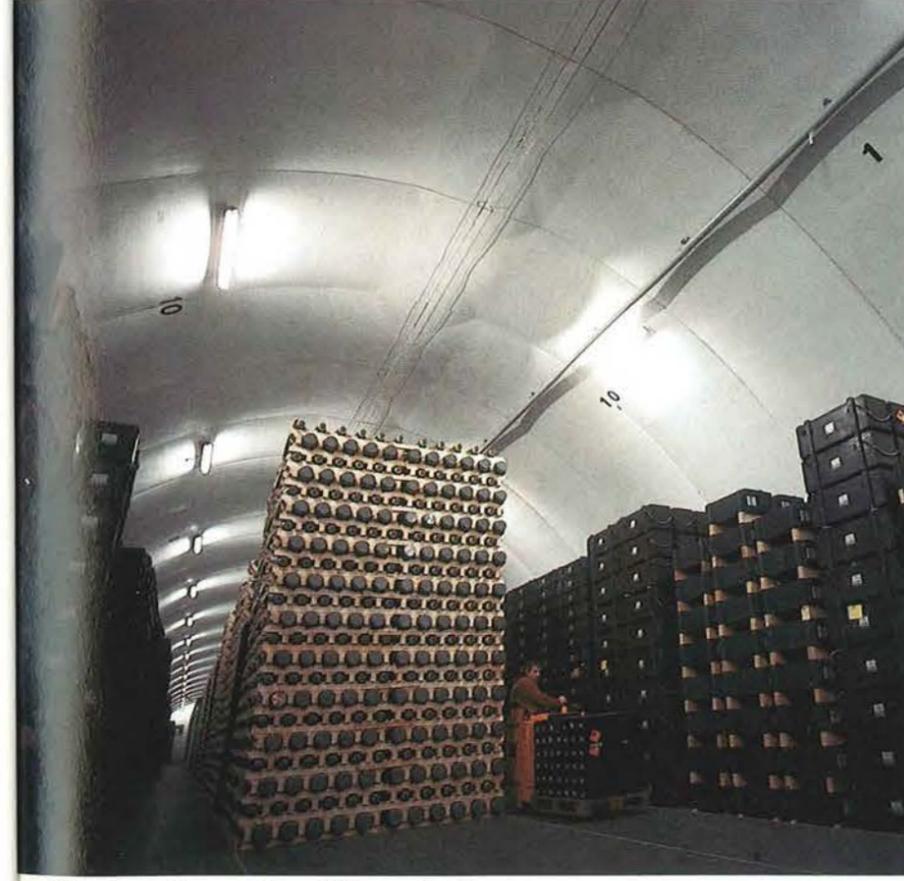
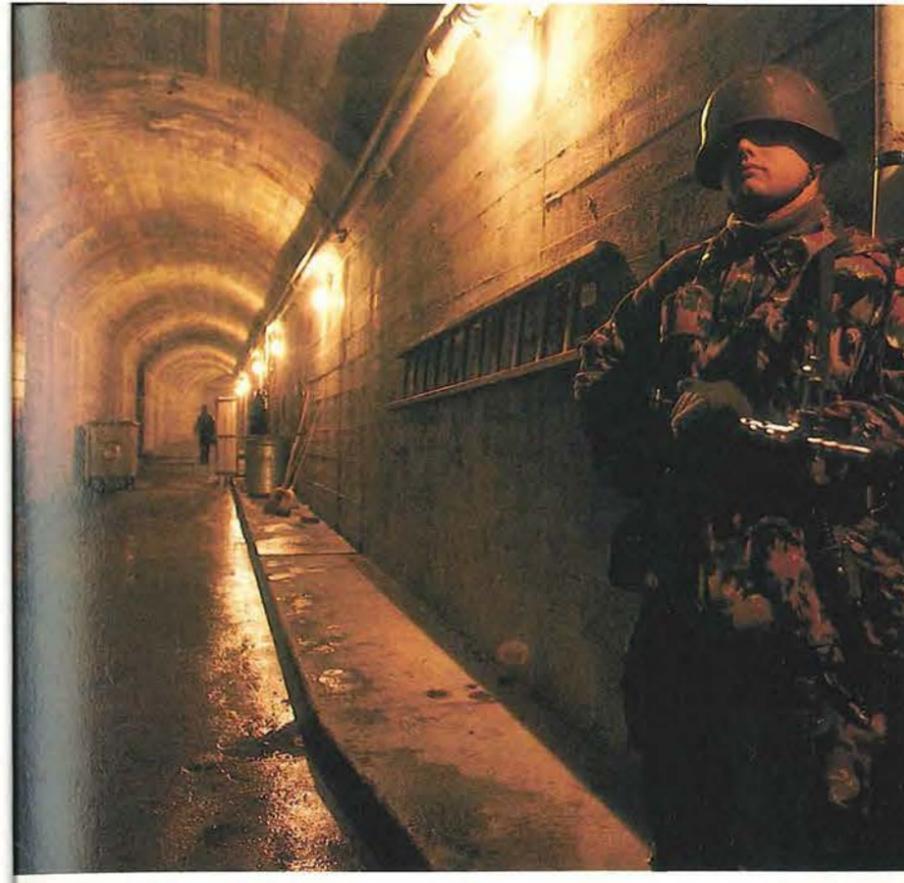
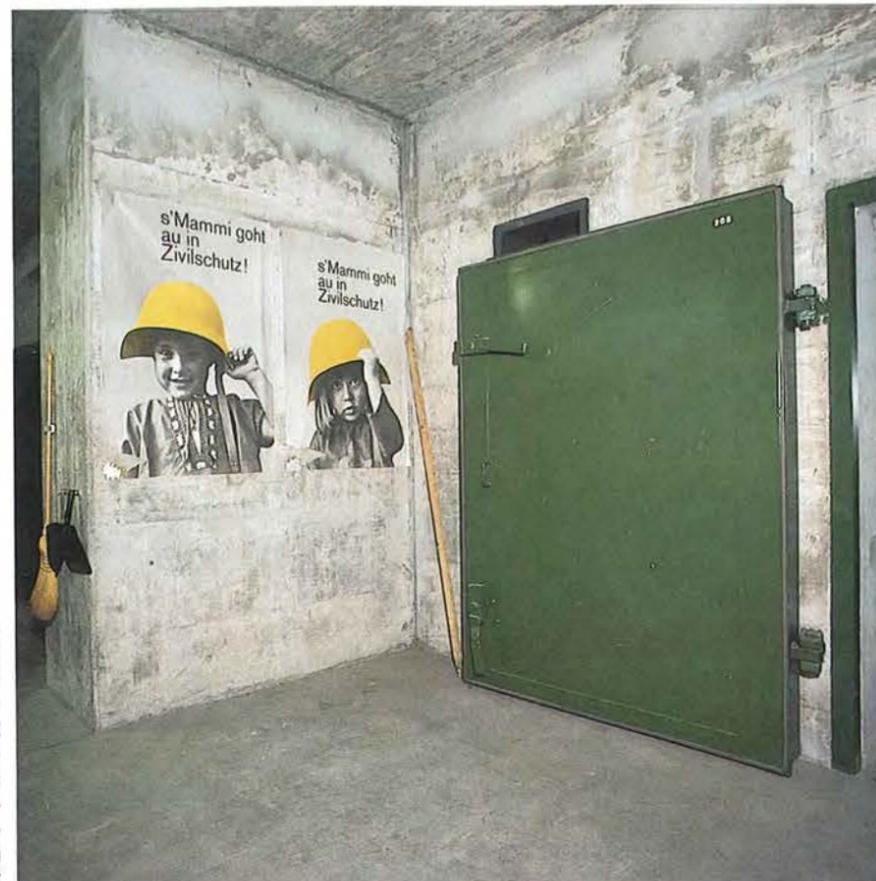
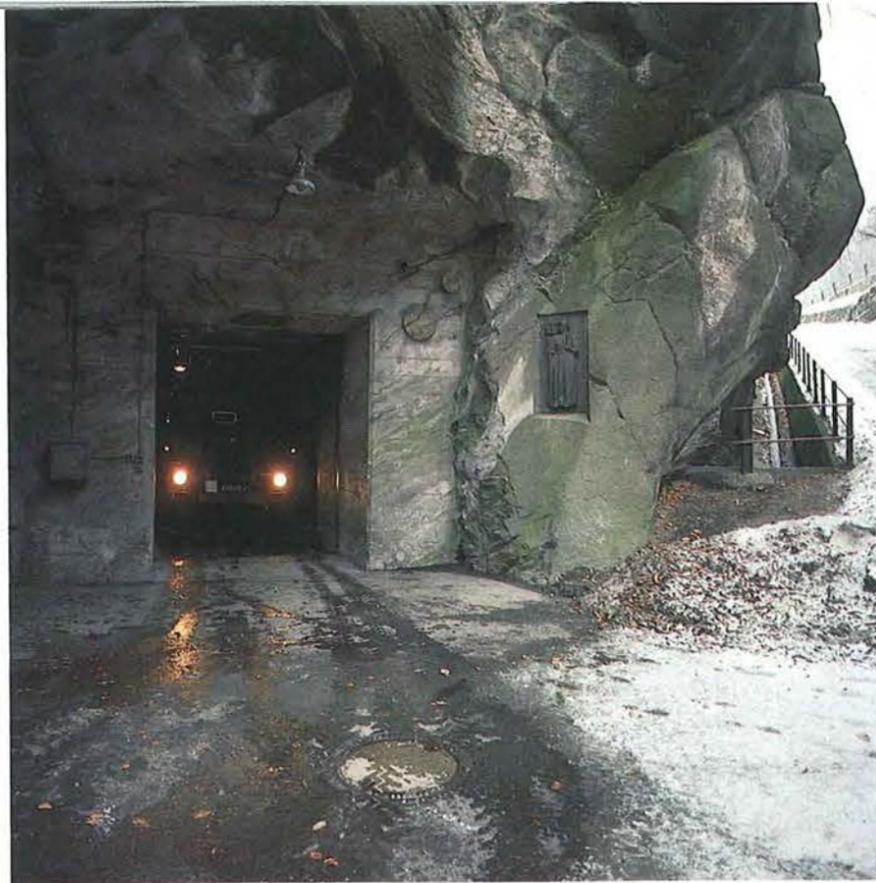
Für die aus dem zivilen Wochenende geholten Wehrmänner des GebFüs-Bat 112 wird die Schmerzgrenze deutlich niedriger gehalten. Sie seien, beschreibt sie der Leutnant, „einfache Kerls“ aus dem Glarner Land, aus den Kantonen St. Gallen und Graubünden, an harte körperliche Arbeit in Handwerk oder Landwirtschaft zwar gewöhnt, aber eben am ersten Tag doch noch zu schlaff, als daß man sie – Lieblingsvorstellung des Kommandanten – gleich über den Panixerpaß jagen könnte. Wo der Schnee heute „griesig“ sei und es ein paar zu gefährliche Abfahrten habe.

Irgendeinen „Steiß“, einen „Chrampf“ möchte man aber doch gern einbauen. Also vielleicht am Bahnhof die Leute in eine falsche Richtung jagen. Oder ein paar „Saboteure“ am Hotel „Churfürsten“ gucken lassen, ob da nicht am Fahrradständer ein unbeaufsichtigtes Gewehr zu klauen wäre. Oder „Terroristen“ einen Kommandoposten sprengen lassen und dann sehen, wie die 3. Kompanie mit der Situation fertig wird, kein Dach mehr überm Kopf zu haben. „Das sind“, sagt Hans Lüber, „so die kleinen Spielchen“.

DAS MIT DEN „SPIELCHEN“ hat natürlich im Eidgenössischen Militärdepartement ganz anders geklungen. Wieviel latente Furcht zwischen Bodensee und Genf, Schaffhausen und Chiasso

**F**elskavernen für Transportlastwagen, Geheimgänge zu unterirdischen Werkstätten und Versorgungslagern, bombensichere Munitionsdepots – all das ist Unterbodenschutz nach Schweizer Art. Und zum Verteidigungskonzept gehört ein Bunkerplatz bald für jeden Bürger genauso wie die – 20 000mal bereits erfolgreiche – Anwerbung von Frauen für den Zivilschutz-Dienst

**Im Berg und in Beton soll ein ganzes Volk die atomare**



**Katastrophe überleben**

nistet, war mir schon an einem Satz klargeworden, den Georges-André Chevallaz, ehemaliger EMD-Chef und Alt-Bundesrat, der „Chance Schweiz“, einer Art Verein zur Förderung allgemeinen Wehrwillens, in einen Broschüren-Beitrag gepflanzt hatte: Die Schweiz, schreibt er da zu einer ihm offenbar ein wenig suspekten Neuzeit, zeichne sich durch vielfältige technische Interdependenz aus, „Verkehr, Kommunikation, Telefon, Energie“. Das mache sie „verwundbar, sensibel gegenüber der geringsten Störung“. Auch im Zustand „relativen Friedens“ – ein Friede ohne diesen mißtrauischen Zusatz ist in schweizerischen Verteidigungskonzepten schwer zu finden – wimmelt es deshalb in den mit Hingabe bis zum Atombombenknall entworfenen Bedrohungsszenarien schon lange unterhalb der Kriegsschwelle von Gefahren, Feinden und Defätisten aller Art.

Im Bericht des Bundesrates über die Sicherheitspolitik in der Schweiz, seit 1973 mit kleinen Neuerungen so etwas wie die Bibel der sogenannten „Gesamtverteidigung“, sind es Guerillas und solche, die – „indirekte Kriegsführung“ – mit der Waffe der „Verunglimpfung“ schießen. Und einen Lokalpolitiker habe ich die verdächtige Tateinheit von „Ehescheidung und Dienstverweigerung“ geißeln hören. Dem Chefredakteur des „Schweizer Soldat“ ist Max Julen, 1984 in Sarajewo Olympiasieger im Riesenslalom, als Wehrmoral-Verderber suspekt, weil er „nur“ waffenlosen Hilfsdienst leistet. Und der Stabschef Operative Schulung, Gustav Däniker, hegt in seinem gedanklichen Horrorkabinett unter anderem auch die Vorstellung, es könnte mal ein Demonstrationszug aus der Bundesrepublik „mit mehreren tausend Leuten“ friedensbewegt über die Grenze schwappen.

OB DIE RUSSEN das Ruhrgebiet schon haben, ist den Männern vom GebFüsBat 112, die mittags immer noch ein wenig verloren in der Kleinstadt herumstehen, von offensichtlich keinem allzu großen Interesse. Ohnehin, klärt mich Bataillonskommandant Thomas Eigenmann, ein sanft blickender Riese mit Planungsbüro in St. Gallen, auf, sei die Annahme vom bevorstehenden Würgegriff durch die WaPa-Armeen nur dazu da, „unseren Leuten zu zeigen, daß es um was



geht“. Die Feinzielierung im Reagieren der Truppe auf die mit „Subito Due“ betitelte Bedrohung haben die Leute im Regimentsstab einige Tage zuvor ausgetüftelt, der Direktor eines Versicherungsriesen als Oberst, der Personalchef eines Chemiegi-ganten als Major im Stab.

Nicht ungewöhnlich, sondern im Gegenteil geradezu urschweizerisch sei sie, diese Personalunion von zivil-beruflicher und militärischer Kommandogewalt, wird mir wieder einmal bedeutet. Auch wenn sich dies mit einem anderen Theorem über die Miliz-armee heftig beißt: der Behauptung, daß mindestens einmal jährlich der Berner Banker mit dem Bündner Bauern hinterm schweren Minenwerfer klassenlose Gesellschaft praktiziere.

Jedenfalls, Major Wäger, von Haus aus Biochemiker, sechs Jahre Bataillonskommandant und nun Personaldi- rektor in der Pharma-Branche, hat keine Probleme mit dem Doppelsta- tus. Früh schon hat er beim Militär „mit Führung experimentieren kön- nen“. Und meine Skepsis, ob sich denn die dort erdiente Autorität noch immer so ohne Ton- und Stilwechsel in eine beliebige Büroetage übertragen ließe – schließlich bringen softe Panto- mimen Managern schon Körperspra- che im Rollenspiel bei –, diese Skepsis möchte Major Wäger verwischen. Klar, da sei Neues hinzugekommen, etwa die Informatik, aber was die all- seits anerkannte „Führungsphiloso- phie“ angehe, das sei doch im Grunde immer noch jene, auf die deutsche Mi- litärs bereits in der Mitte des vergange- nen Jahrhunderts gekommen seien.

Schwerer tun sich die Kommandan- ten da schon mit dem Schlaf. Denn

**G**ebirgsgrenadiere überqueren eine 80 Meter tiefe Felsschlucht in den Bergen. Trotz der Doktrin, in einem künftigen Krieg »von der Grenze weg« zu verteidigen, gelten die Alpen immer noch als besondere Bastion – eben als jenes »Réduit«, in das sich die Armee schon einmal, 1941, zurückgezogen hat. Aus dieser Zeit, als sich die Schweiz von den Achsen- mächten umzingelt sah, stammen auch viele der im Fels versteckten Geschütz- stellungen, von denen aus der Alpen- raum verriegelt werden soll

**Der Wandel überm Abgrund wird von Kanonen gesichert**

wenn einer Offizier wird, wozu er auch in der Schweiz bei Personalmangel gezwungen werden kann, hat er nicht nur fünf Jahre länger als der Nachbar Füsilier sein Dienstbüchlein zu füllen. Er muß auch in der Freizeit Truppen verschieben, WK-Quartiere sondieren und wehrkrafterhaltende Freiübungen aushecken.

EIN TEIL der 112er hat inzwischen die Scheune vom Bauern Bernold besetzt und trinkt Schnaps. Noch immer schaut die Kriegsmobilmachungsübung wenig mobil aus, und in der Bauernstube zählt ein 29jähriger Kompaniekommandant „die Lahmen und die Blinden“, jene, die den Beweis ihrer WK-Untauglichkeit auf Krücken antreten. Frau Bernold räumt derweil die Geschirrspülmaschine aus, und Herr Bernold erzählt, wie noch seinem Vater bei der Abschaffung der Pferde im Betrieb die Tränen in die Augen geschossen seien: Auch so ein Anhänger der Kavallerie, die, Anfang der Siebziger war's, gegen massenhaften Protest vor allem der Bauernleut aus dem Abschreckungspotential der Schweizer Armee gestrichen wurde.

Bauer Bernold hat „wunderschöne WK“ erlebt, und es drängt ihn, nun auch den 112ern, „so am ersten harten Tag“, einen sanften Einstieg ins neuerliche Wehrmannsleben zu gestalten. Es gibt Speck, Wein von den Trauben, die gleich nebenan wachsen; schnell sind Hans, der Bauer, und Hugo, der Kommandant, beim „Du“.

Es sind viele Berge zwischen hier und Rothenthurm in diesem Augenblick der Eintracht. Dort oben im Kanton Schwyz tobt seit Jahren ein erbitterter Kampf der Bauern mit dem Militär, das einen weiteren Waffenplatz ausgerechnet ins letzte große Hochmoor des Landes bauen will. Dort oben sagt der Bauer Besmer, wenn das EMD mit Geld als Entschädigung für verlorenes Land winkt, daß „Vieh keine Banknoten frißt“. Dort oben sagt nicht nur der Bauer Besmer, daß er zwar nicht gegen die Armee kämpfe – „weil: die Armee, das sind wir ja alle“ –, wohl aber gegen den Militärapparat.

Das gleiche staatstragende Bild von der Miliz als großer Schweizer Familie hat auch Bauer Bernold im Kopf, als er davon spricht, daß jeder „seinen Lieblingslöffel“ müsse teilen können. Allerdings besteht er darauf, als die Plat-

te mit dem Speck zum zweitenmal leer-geputzt worden ist, daß sich diese Familie in ihren bodenaufwühlenden Aktionen dosiert übers ganze Schweizerland verteile. Werde auf seinen Wiesen zu oft geschossen, dann sage er: „Hier sind meine Kühe, geht auf eure Waffenplätze.“

IM ABSTELLRAUM eines Baumaterialienhandels, wo einige Blumen überwintern und Gartenbänke lagern, hat der Bataillonskommandant mittlerweile sein Kader zusammengetrommelt. Die KMob sei „ohne Komplikationen verlaufen“, für den Nachmittag stehe nun die Verschiebung in den „Bereitschaftsraum Presto“ an. Statt auf den Panixerpaß soll's für den er-

sten Tag halbhoch hergehen. Von Vätis, 943 Meter über dem Meer, auf den Kunkelspaß, 1357 Meter. Zum Biwakieren seien nur zugewiesene Tierställe gestattet, Ferienhäuschen dagegen tabu.

Draußen vor der Tür rechnet der Fourier, wie er mit den knapp sechs Franken, die er pro Mann und Tag für die Verpflegung hat, hinkommen kann. Etwa eine Hälfte wird er ins Dosenfutter aus dem Armeeverpflegungsmagazin in Brenzikofen investieren, die andere in Frischfleisch und Gemüse beim örtlichen Kleinhandel. Daß die Milizarmee auf diese Weise 30 Millionen Franken pro Jahr unter die Leute bringt, das Geld, das die Wehr-

## Abschreckung - das ist die Theorie vom hohen Eintrittspreis

### GEODATEN

Seit dem Wiener Kongreß, seit 1815, sieht sich die Schweiz auf eine völkerrechtlich anerkannte und zugleich auferlegte „bewaffnete Neutralität“ verpflichtet. Die herrschende Militärdoktrin zur Wahrung dieses Status lautet „Disuasion“: Die schweizerischen Verteidigungsanstrengungen sollen schon im Friedensfall jedem potentiellen Angreifer deutlich machen, daß er beim Einmarsch auf eidgenössischen Boden einen – zu – „hohen Eintrittspreis“ zu zahlen hätte.

„Jeder Schweizer ist wehrpflichtig“ heißt es in Artikel 18 der Bundesverfassung unter grundsätzlichem Ausschluß jeglichen zivilen Ersatzdienstes. Besonderes Kennzeichen der Wehrdienstpflicht: Sie ist in einer Milizarmee zu leisten – und zwar über einen Zeitraum von 30 Jahren. So hat die Eidgenossenschaft auf jedem ihrer 41 293 Quadratkilometer 15 Soldaten, „Wehrmänner“, wohnen – dreimal mehr als auf einem Quadratkilometer Bundesrepublik unter Waffen ste-

hen. Zwar rücken rund ums Rütli jedes Jahr nur knapp 40 000 „Stellungspflichtige“ im Alter von 20 Jahren in die Kasernen ein. Und sie tun dies zu einer vergleichsweise kurzen Grundausbildung von 17 Wochen, in der „Rekrutenschule“. Aber 625 000 Wehrmänner könnten im Mobilmachungsfall innerhalb von 48 Stunden an dem im „Dienstbüchlein“ vermerkten Sammelpunkt sein: neun von zehn mit Gewehr und Munition aus dem heimischen Wohnzimmer-schrank, der Rest leistet waffenlosen „Hilfsdienst“. Jeweils zwei Drittel aller Wehrmänner proben den sogenannten Ernstfall jährlich in Wiederholungskursen. 625 000 Soldaten – das sind über zehn Prozent der Bürger mit Schweizerpaß. Oder, ebenso einmalig in Europa, 20 Prozent aller Schweizer Staatsangehörigen im erwerbsfähigen Alter.

Berufsmilitärs hat die Miliz-Armee nur sehr wenige: rund 1500 Instruktionsoffiziere, die 124 Piloten des „Überwachungsgescha-

ders“ und 1700 Mann beim Festungswachkorps. Als Obergrenze für den Aufstieg eines Miliz-Offiziers gilt das Kommando über eine Brigade, mithin über 6000 bis 12 000 Wehrmänner. Die Divisionen und darüber die drei Feld- sowie das Gebirgsarmeekorps, die Flieger und die Ausbildung, die Logistik und die Planung werden von Berufsoffizieren an der Spitze befehligt. Einen General wählt die Bundesversammlung erst im „Neutralitätsschutzfall“, wie seit 1847 nur viermal, darunter in den beiden Weltkriegen, geschehen.

Im Bundeshaushalt schlug die Armee – Stand 1983 – mit 4,3 Milliarden Franken oder 21 Prozent aller Ausgaben durch. Doch die Kosten für den Erhalt des Milizsystems sind wesentlich höher: Weitere 1,5 bis zwei Milliarden pro Jahr wenden die Arbeitgeber für ihre Beschäftigten als Lohnfortzahlung im Wehrdienstfall auf: Der Staat holt die Wehrmänner zwar vom Arbeitsplatz weg, erstattet ihnen aber nur einen Teil des Verdienstaustauschs.

männer in den Wirtshäusern lassen, nicht mal mitgerechnet, hilft ihr ein wenig bei der Imagepflege. Denn Schießlärm, die zurückgelassenen Blindgänger in den Ski- und Wandergebieten, die Billigtarife, zu denen sich die Offiziere bei den Hoteliers einquartieren, und das häufig einer Invasion gleichende Eintreffen in Kurorten und winzigen Bergdörfern erzeugt doch häufiger Unmut bei manchen Schweizern, als dem EMD lieb ist.

### Bei eisiger Kälte schimpft der Wehrmann auf die Panzer

Vor der Turnhalle in Vättis rüsten sich die 112er dickvermummt für den Aufstieg auf den Kunkelspaß. „Nicht gerade ein Schönheitswettbewerb“, wie einer unter seiner leicht zerknitterten Finnenmütze meint. Die Schuhe lassen sich nur unter Schwierigkeiten mit den Skibindungen aus den fünfziger Jahren in einen haltbaren Zusammenhang bringen. „Einen Leo weniger und dafür neue Stiefel“, flucht ein Wehrmann unter Anspielung auf die mindestens 3,4 Milliarden Franken, die Bern für 380 Leopard-Panzer ausgeben will.

Minus 24 Grad sind für die Nacht angedroht und mißmutig stoßen zwei Tamboures des Militärspiels zur Truppe.

BEIM AUFSTIEG in der Dunkelheit ist das Ziel dann lange Zeit nur zu ahnen. Dafür kommen die Sterne immer näher. Sie funkeln auf ein Land, das, seinen steinernen Landschaften gleich, unverrückbar und gesellschaftspolitisch wie ein monolithischer Block unter ihnen liegt. Seit 1848, seit sie durch ihre Verfassung vom Staatenbund zum konföderativen Bundesstaat wurde, hat die Schweiz keinen Wechsel im Regierungssystem gehabt. Von 1848 bis heute hat sie nicht mal 100 Bundesräte, vergleichbar den Ministern in der Bundesrepublik, verbraucht. Neben polit-geographischen Winzlingen wie Andorra, Monaco und Liechtenstein ist die Schweiz das einzige Land in Westeuropa, das nie eine sozialistische oder auch nur eine sozialdemokratische Regierung hatte.

Und die Sterne scheinen in dieser Nacht auf ein Land, das in den letzten fünf Jahrhunderten nur ein gutes Dutzend fremde kriegführende Trup-

pen in den eigenen Grenzen hatte; 1798 bis 1813 Franzosen, Russen und Österreicher. Seine letzten eigenen Feldzüge gegen andere Staaten hat das Land vor Jahrhunderten geführt: 1515 in der Lombardei gegen die Truppen des französischen Königs Franz I.

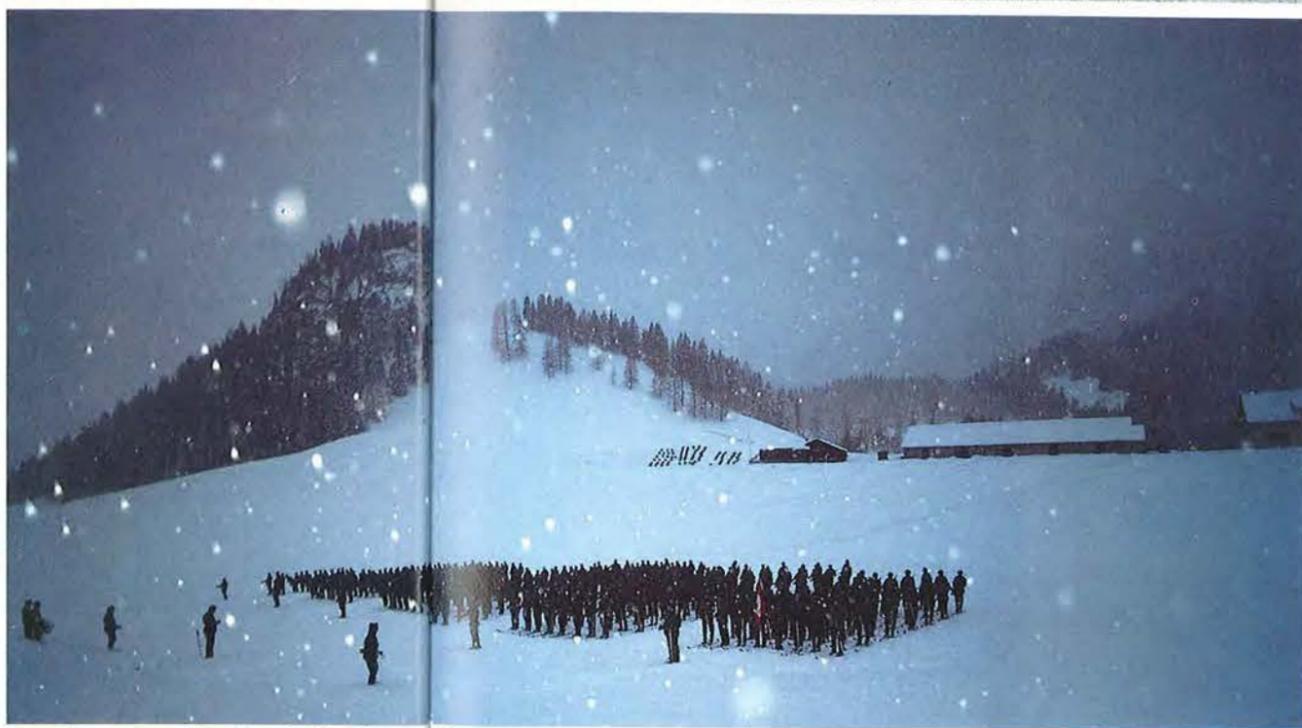
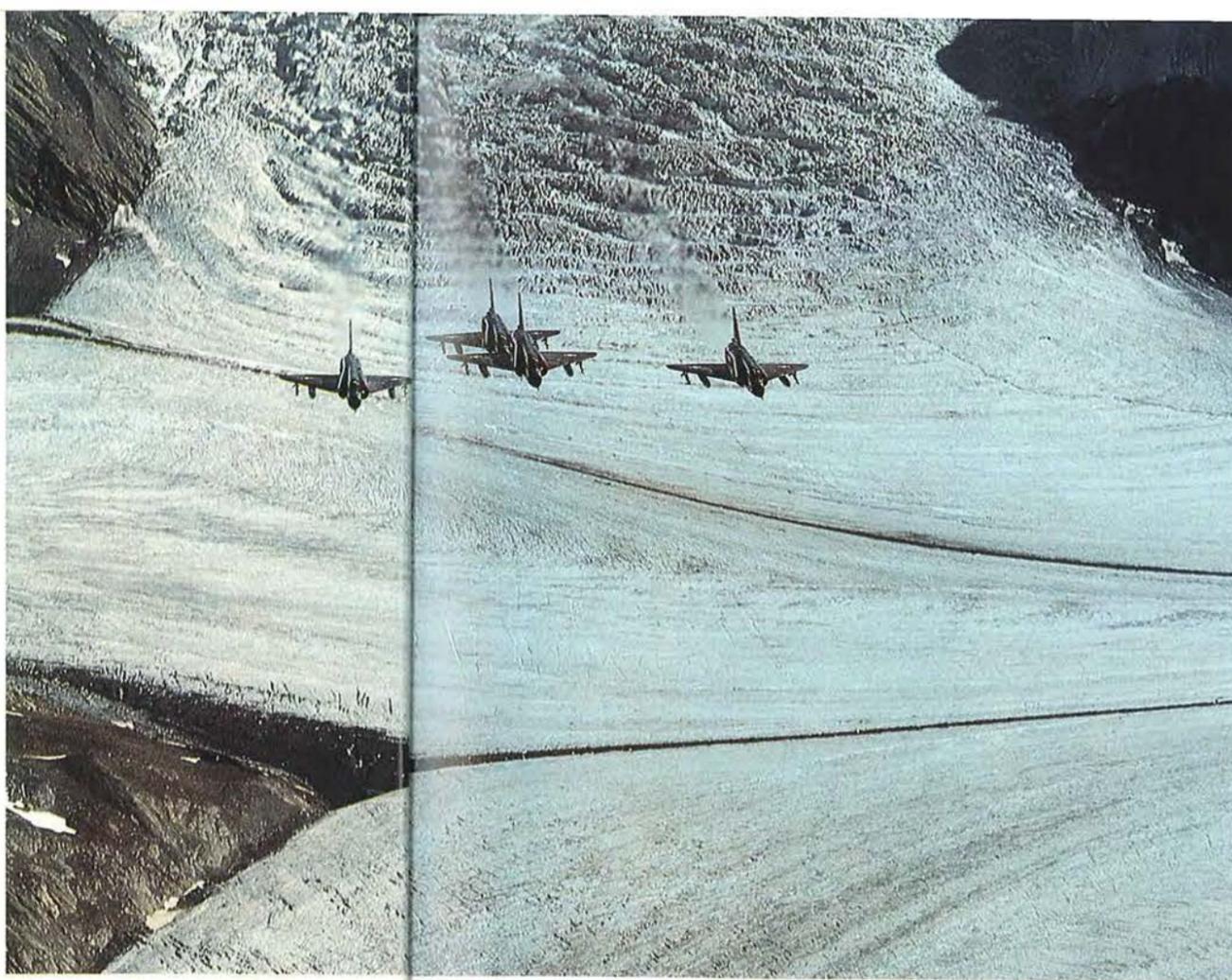
Die Sterne könnten eigentlich über einer gelassenen Schweiz glitzern. Daß das genaue Gegenteil der Fall ist, daß es gerade dem Bürger Jürg Meister aus Vira im Tessin vorbehalten ist, die Vokabel „Friedensverbrecher“ zu schöpfen, und daß sich der Militärhistoriker Prof. Walter Schaufelberger am „Esprit militaire“ seiner Landsleute so sehr begeistert, daß er ihn mir gleich von „spirito militare“ bis „military spirit“ in diverse Sprachen übersetzt – das gehört ganz sicher zum „Sonderfall Schweiz“. Wie auch der in Westeuropa einmalige Umstand, daß die gerade eben rund 800 Kriegsdienstverweigerer im Jahr hier immer noch ins Gefängnis müssen, weil zwei Initiativen für die Schaffung eines zivilen Ersatzdienstes mit Zweidrittel-Mehrheit ein „Nein“ vom Volk verpaßt bekamen.

Und wie innig die Schweizer Zeit von jeher für die Armee geschlagen hat, das ist so skurril wie typisch auch im Zeughaus Solothurn zu sehen. Dort hat ein Ernest Sekler aus der Welschschweiz 1915 seine Militärphantasien mit einer Wanduhr in Wachhäuschen-Format ausgetobt: mit Ziffern aus Patronen, Zeigern aus Dolchen und Gewichten aus Granaten.

Mit Tell ohnehin, besonders aber mit den eidgenössischen Initialschlachten zu Morgarten, 1315, und Sempach, 1386, wird diese augenfällige schweizerische Harmonie zwi-

**S**chweizer Militärpiloten erproben ihre fliegerischen Fähigkeiten selbst in engsten Tälern. Doch unter 10 000 Metern ist auch den Mirage III S das Rasen mit Mach 1 und mehr verboten: aus Rücksicht auf Mensch und Tier, um Gebäudeschäden zu vermeiden und, im Winter, wegen der Gefahr, damit Lawinen auszulösen. Naturgewalt zwingt die Miliz auch sonst zu manchen Kompromissen – wie die kurzfristig auf ungefährliche Pfade verlegte Paßüberquerung beim Manöver eines Gebirgs-Füsilier-Bataillons

### Überm Gletscher formiert sich der Stolz knapp unter Mach



schen langer Kriegesferne und manchmal doch lustvoller Kriegsvision den Fremden noch heute erklärt. Schon im Kern der Eidgenossenschaft, 1291 beim „Ewigen Bündnis“ der Urkantone Uri, Schwyz und Nidwalden, dann bei den Siegen über die zahlenmäßig überlegenen Habsburger in Morgarten und Sempach, sei das kämpferische Element der Schweizer Natur, ihr gewalttätiger Behauptungswille als Kleinstaat angelegt.

Die Besinnung darauf ist noch alljährlich mitzerleben: „Armee ist einfach gesund und normal“, brummte ein früherer Gast im Wirtshaus „Krone“ in seinen vom Schnaps ganz klar gewordenen Kaffee hinein. Am Bahnhof von Sattel sammelten sich der Kavallerieverein „Rote Schwyz“, Militärs, Trachtzüge und kantonale Polit-Prominenz zum Marsch gen Morgarten. Es war der 15. November, 669 Jahre nach dem Termin, an dem die „Altfordern ihr Blut ritterlich vergossen“ und zur Errettung des Vaterlandes Baumstämme und Felsblöcke auf die anrückenden Habsburger hinuntergewälzt hatten. Das Militärspiel des Gebirgsinfanterie-Regiments 29 stimmte „Jesus meine Zuversicht“ an, und am Platz der Schlacht dankten dann der Feldprediger und der Bezirksammann dem Herrgott, „dem allerhöchsten Eidgenossen“, für sein beim Kampf bewiesenes Wohlwollen. Wenig später dankte noch ein Offizier aus Luzern den Morgarten-Ahnen für ihr „höchst vorbildliches taktisches Verhalten“, die schweizertypische Fähigkeit, das Gelände für sich auszunutzen. Und daß schon sie gezeigt hätten: „Unsere Unabhängigkeit ist nicht das Produkt salbungsvoller Phrase.“

### In Rußland sind die Schweizer für einen Franzosen gestorben

Vom tiefwurzelnden „alpinen kriegerischen Potential“ erzählte mir auch der Militärhistoriker Schaufelberger. Es sei dies ein Charakteristikum der Schweizer, das sich über die Zeit erhalten habe, als Eidgenossen in den Tuilerien und für Napoleon in Rußland starben und im 17. und 18. Jahrhundert jeweils 400 000 schweizerische Söldner in fremden Kriegsdiensten kämpften. „Man kann also nicht sagen“, kommentierte dies Schaufelberger in küh-

ner Verbindung von den Ahnen auf das Gegenwartsgefühl, „wir Schweizer hätten nicht im Feuer gestanden.“

Im Hinrichtungsfeuer, dem einzigen, das Schweizerische Füsiliere im Zweiten Weltkrieg eröffneten, standen dann zwischen 1942 und 1944 nur 17 „Landesverräter“. Dennoch: Es gibt aus jener Zeit, als jüdische Flüchtlinge an der Grenze mit dem Hinweis auf ein schon volles Boot an die Nazis zurückgegeben wurden, eine ganze Generation von Schweizern, in der das Bewußtsein von der erfolgreichen Verteidigung des Vaterlandes durch hinreichend bissiges Zähnezeigen lebt.

Es sind jene „Aktivdienstler“, deren Mobilmachung und anschließenden Rückzug ins „Réduit“, in die schützenden Berge, unter Preisgabe des gesamten Mittellandes und aller großen Städte vom legendären General Henri Guisan befohlen wurde. Es sind jene Wehrmänner, von denen der damals mobilgemachte Schriftsteller Max Frisch in seinem „Dienstbüchlein“ schreibt, ihren „schauerlichen Schock“, ihr „Erwachen“, hätten viele von ihnen wohl noch „vor den ersten schweren Verlusten“ bekommen.

#### **Der Tod eines Lokomotivführers gehört zum Kriegsbewußtsein**

Die versehentliche Bombardierung Schaffhausens durch amerikanische Flugzeuge 1944, die Tiefflieger an der Grenze zu Italien, die bei Chiasso einen Lokführer töteten, die Verdunkelung in verschiedenen Städten, die von der Fliegerabwehr aus dem Himmel geholt, abgestürzt oder notgelandeten Flugzeuge der Deutschen und der Alliierten, auch die einschneidende Lebensmittelrationierung – all diese Erfahrungen mögen anderswo immer noch als vergleichsweise harmlos erscheinen. In der Schweiz reichen sie, um in kompletten Jahrgängen das Bewußtsein zu stiften, sie seien „Kriegsgeneration“. Und vor allem sind diese Erfahrungen noch heute die Basis, auf der die Rechtfertigung einer wehrhaften Nation entscheidend ruht.

Verdrängt dabei der Gedanke, daß eine neutrale Schweiz als Banksafe und Schiene zu Italien dem nationalsozialistischen Deutschland womöglich ganz willkommen war – und dies mit



**V**or dem Zeughaus einer Zürcher Kaserne hat ein soeben eingerückter Rekrut zwar noch seine aufmüpfige Identität auf dem Leib, aber das Gewehr schon in der Hand. Die Armee ist nicht in der Nato und kann weder mit eigenen noch mit Kriegen der Verbündeten in Verbindung gebracht, also mit keinem »Sündenfall« assoziiert werden. Das macht es Pazifisten hier besonders schwer, bei Jugendlichen eine Massenbasis zu bekommen. Und auf Wehrdienstverweigerer wartet Gefängnis

**Die Friedensbewegung hat schlechte Chancen**

ein Grund dafür sein könnte, daß der Schweiz ihr „Anschluß“ erspart blieb. Kaum je diskutiert auch, daß die Armee in der schweizerischen Geschichte weitaus häufiger als innenpolitischer Ordnungsfaktor in direkte Aktion trat denn als Abwehrinstrument nach außen. Nur fünfmal wurde wegen benachbarter Kriege oder Unruhen mobilgemacht. Aber zwischen 1875, beim Streik der Gotthard-Arbeiter, und 1932 in Genf, wo Infanteristen 13 Demonstranten gegen die rechtsradikale „Union nationale“ erschossen, trat die Armee über 50mal als Polizeimacht auf.

Daß das Militär für vieles tauglich ist, als Stütze beim Mannwerdungsprozeß nach Schweizer Art und als Fitneßzentrum für Bürohengste, als Verlängerung des Pfadi-Heims und als Naturerlebnis, als Schule der Nation und als gesellschaftliche Klammer über interne Sprachgrenzen und Berge hinweg – das sagen die vielen Verfechter

und die raren Gegner der Milizarmee fast unisono. Und eine frische Umfrage hat's mit Zahlen ausgedrückt: Nur gerade 56 Prozent der Schweizer finden danach, im Unterschied zu ihren Chefstrategen, daß die Kriegsgefahr zunehme, nur 61 Prozent glauben an das Dogma der Armee, nämlich die von ihr ausgehende Abschreckungswirkung auf potentielle Feinde – aber 83 Prozent halten die Armee dennoch für nötig.

DEN SPÄTEN ABEND und die Nacht haben wir auf dem Kunkelspaß verbracht. Draußen stapften ein paar verfrorene Wehrmänner auf der Suche nach ihrem Platz im Stall durch den Schnee, drinnen in der warmen Hütte tat der Bataillonskommandant den Kompaniekommandanten seine Beobachtung kund, er habe beim Aufstieg einige „alpinechnische Nullen“ unter den Wehrmännern gesehen, und außerdem seien die einzelnen Züge, weil beim Abmarsch nicht immer auf

das ordentliche Anlegen der Felle unter den Skiern geachtet worden sei, oft zu weit auseinandergerissen gewesen. Schwerer Zigarrenrauch hing in der Hütte, Suppe dampfte, und die Verschiebungsprobleme des folgenden Tages wurden besprochen. In der Langlaufloipe unterhalb Flims würden möglicherweise Touristen in die Quere kommen. Und Kommandant „1“ sorgte sich wegen der steilen Abfahrt: „Ich habe mindestens zehn Leute, die umfallen, selbst wenn sie stehen.“ Dann wurde Rotwein getrunken und in dem Album geblättert, in das sich einige „Aktivdienstler“, die im Zweiten Weltkrieg auf dem Kunkelspaß im „Réduit“ verhartet, bei ihren Jahrestreffen mit Sehnsucht nach alter Kameradschaft verewigt hatten.

Das Mißgeschick mit den nicht korrekt befestigten Fellen unter den Skiern bringt den Bataillonskommandanten am nächsten Morgen ausgerechnet bei der zeremoniellen Fahnenübernahme selbst aus der Balance. Ansonsten bleibt die Form gewahrt. Die Trommler trommeln, ein etwas verlegen grinsender Fahnenträger bemüht sich skilos durch den Tiefschnee an der gesamten Front seiner in Formation angetretenen Kameraden entlang.

Später, bei der Abfahrt, bewirkt ein Stau auf dem steilen und schmalen Waldweg einen Zwischenstopp. Ein Wehrmann holt Armeekäse aus dem Rucksack, zerschneidet die harte Masse und schmilzt sie auf einem Notkocher zu etwas Fondueähnlichem ein. Ich frage ihn, ob man bei solch einem Wiederholungskurs über die Chancen nachdenke, die es für die Schweizer Fahne zwischen dem nuklearen Overkill-Potential der nahen Blöcke gebe. „Wir haben“, sagt er nur, „das gleiche Recht, den Atomkrieg zu verdrängen, wie andere Völker auch.“

Bisher, mäkelte einer vom Kader am nächsten Tag, sei's nicht viel mehr als ein „Skikurs“ gewesen. Doch einige Tage später, nach weiteren Märschen und Waffendrill, sind die 112er dann „im Krieg“. Wieder haben sie sich 500 Höhenmeter ins Gebirge hinaufschleppen müssen, haben eine kalte Nacht im Schützengraben verbracht, um fünf Uhr morgens soll „der Feind“ kommen. „Jubel, Trubel, Heiterkeit“ und eine „Festbeleuchtung“ hat uns ein Oberleutnant versprochen. „Fünf



**V**erplombte Munition und ihr Gewehr bekommen die Soldaten mit nach Hause. In einem Land, in dem die tonangebenden Politiker mit dem Subversionsverdacht schnell bei der Hand sind, ist dies ein erstaunlicher Vertrauensbeweis – der umgekehrt auch an den Staat bindet. Nicht nur zum Militärdienst wird die Waffe aus dem Schrank geholt, sondern auch zum obligatorischen Schießen im heimischen Schützenverein

**Jeder Schrank ist eine Waffenkammer**

bis sechs Verwundete pro Zug“, sind von Bataillonskommandant Eigenmann einkalkuliert, Tote nicht, denn das Planspiel mit ihnen wäre weder für den Sanitätsdienst noch für die Wehrmänner selbst „effizient“.

Der feindliche Helikopter mit ansteigender Infanterie, den der 3. Zug der 3. Kompanie mit Sturmgewehren, drei Raketenrohren und Handgranaten unter Beschuß zu nehmen hat, soll an einer großen Fläche Schnee am Hang eines Talkessels unterhalb des Panixerpasses gelandet sein. Aus einer Stellung weiter hinten schießen die Mitrailleure ihre leuchtenden Maschinengewehrsalven auf einen Felsen, von irgendwoher kommt Unterstützung durch die Zwölf-Zentimeter-Minenwerfer. Dies sei dazu da, „das Zusammenspiel der Elemente zu erlernen“, erklärt der Kommandant.

In den nächsten Stunden läuft dabei alles etwas durcheinander. Den Minenwerfern ist die Munition ausgegangen, eine Gruppe hat keine Beleuchtungsmittel mehr. Beim Rückzug des 3. Zuges häufen sich die Stürze in der tiefen Loipe, und der letzte Mann will die Fahne nicht tragen, weil er schon an einem Raketenrohr zu schleppen hat. Wegen der Lawinengefahr muß der Kommandant von einer geschickten Umzingelungsvariante des noch nicht vollständig „aufgeriebenen“

Feindes Abschied nehmen, und der Mann mit dem „Beinschuß“, der eigentlich statt der Rucksäcke im Rettungsschlitten liegen sollte, meldet sich auf Anfrage aus einer Reihe munterer Skiläufer. Während der Gegner immer noch nicht aus „dem Dispositiv useg'schmisse isch“, rätselt der Mann am Telefon des Kommandopostens, „wem die Ausfälle gehören“, die er melden soll. Der Wehrmann, der die Gesamtlage per Bleistift auf ein zerknittertes Stück Papier zeichnen soll, hat die Frage: „Wo sind wir überhaupt?“

Es sind Stunden eines skurril anmutenden Kontrastes. Einerseits ist Platz für Witze, Flüche über fehlendes Brennholz und den Traum vom dicken Stück Torte. Andererseits wird in einer Sprache, die ganz nach trockenem Profi-Stolz schmeckt, „vernichtet“, es werden „mangelhafte Trefferquoten“ gerügt und Menschen zu „weichen Zielen“, bei denen sich der Minenwer-

**Das einfachste Gesamtverteidigungsmodell der Frau ist: Mutter sein und bleiben“, hat ein Schweizer Oberst im Generalstab geäußert. Doch es gibt auch Eidgenossinnen, denen das nicht reicht: 3000 sind freiwillig im Militärischen Frauen-Dienst, dem MFD, weitere 4000 im Rotkreuzdienst der Armee**

## Frauen dürfen mitmarschieren

fereneinsatz „lohnt, meiner Meinung nach“.

Nur der Mann von der Sanität, ein Arzt, der in einem Stall sein Besteck für Notamputationen vor mir ausbreitet, scheint das Abenteuer Spiel gedanklich in den Ernstfall übertragen zu wollen: Vor diesem Ernstfall, meint er, müsse man eigentlich auch mal über Sterbehilfe reden, über „die sehr wenigen Behandlungsmöglichkeiten, die wir bei Giftgasverletzungen haben“, und daß „es noch schlimmer bei A-Patienten aussehen würde“.

„Das lange Warten auf den Schuß kann sich nur eine Berufsmarine leisten“, sagt ein ehemaliger Jurist, der nun „mit Leib und Seele“ Berufsmilitär geworden ist und gern mal zu Studienzwecken an die Schlachtfelder des Zweiten Weltkrieges fährt, „in der Milizarmee aber brauchen Sie eine besondere Motivation – und das geht nur übers scharfe Schießen“.

AM WOCHENENDE nach der Übung auf dem Panixerpaß kommen mir Zweifel, ob es der Motivation an der Handgranate überhaupt bedarf, um Schweizer Männer wehrwillig zu machen. Bei den Wintermeisterschaften der Gebirgsdivision 12 hetzen Hunderte freiwillig von der Kirche in Flims zur 2104 Meter hoch gelegenen Segneshütte und zum Teil noch höher hinauf, je nach Kategorie 13 bis 24 Kilometer weit und über 1000 Höhenmeter. Sie tun dies für „körperliche Tüchtigkeit und einen guten Geist“, wie der Divisionär Jon Andri Tgetgel einer „kleinen Minderheit“ ins Stammbuch schreiben möchte, bevor ihm bei der Siegerehrung eine schief sitzende Krawatte und ein hängender Gürtel unangenehm aufstoßen.

Die Lust an Selbstqual und -überwindung habe ich auch in Frauenfeld gesehen. Dort wurde, zum 50. Male, ein Waffenlauf ausgetragen, und über 1300 Wehrmänner, so viele wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr, hasteten mit Rucksack und Gewehr auf dem Rücken über die Marathondistanz von 42,2 Kilometern – mit Stirnbandverbot und in Ordonnanzschuhen, eingestimmt von der „Sportpalast-Polka“ der Thurgauer Militärtrompeter und als Sieger mit einer Helbarde geehrt. Zwischen 1939 und 1945 habe es gegolten, schrieben die Veranstalter in einer historischen Rückschau, laufend „mit aller Deut-



lichkeit zu demonstrieren“, wie groß die Verteidigungsbereitschaft gewesen sei. Auf diesem Demonstrationszug haben die Wehrmänner über die Jahre allein rund um Frauenfeld, zählt man ihre Laufleistung zusammen, mehr als 1,8 Millionen Kilometer zurückgelegt – viereinhalb mal die Strecke zum Mond.

Daß sie eben gerade nicht auf dem Mond leben mit ihrer Vorstellung, auch in einem künftigen Krieg gegen Angreifer standhalten zu können – diese Gewißheit ist für Schweizer aber letztlich doch weder aus Langlaufleistungen noch aus knapp 2200 Panzern und reichlich 300 Kampfflugzeugen zu ziehen. Daß auf dem Gotthard, dem „heiligen Berg“, ewig die Schweizer Fahne im Wind stehen wird, dieses Gefühl kommt ganz entscheidend aus dem Gelände, aus den Tälern, aus den Bergen. Wenn Schweizer Gott spielen und ihr Land wie ein Tischtuch auseinanderziehen könnten, auf daß es flach und groß werde – sie würden es nicht wollen.

Aber während solche Erkenntnisse zum Raumgefühl der Landsleute am Soziologischen Institut der Universität Zürich noch immer forschend aus dem Zentralmassiv der Schweizer Seele gebrochen werden, hat die Schweizer Armee längst ihr historisches Bündnis mit der Topographie des Vaterlandes

geschlossen. Nicht am, sondern vor allem im Berg, nicht nur auf dem Schweizer Boden, sondern ganz oft unter ihm.

WIR WERDEN durch einen Kurort chauffiert – und 100 Meter hinterm letzten Haus rollt ein Militärlaster aus dem Felsen. Wir passieren, hoch über dem Kurort, eine Hütte mit Kreuzifix – und der ganze Hügel ist hohl, am Steilhang dahinter ragt ein 15-Zentimeter-Geschütz aus dem Berg gegen Osten. Wir wandern einen für Touristen ausgeschilderten Weg entlang, kommen an das von jungen Birken umstandene Haus, das einem Hundezüchterverein gehören könnte – und als die Tür aufgeht, wird meterdicker Beton sichtbar. Dann schiebt ein stolzer Wehrmann den Holzhaufen im Garten auf zwei nun zu erkennenden Schienen beiseite, und ein Zwillingsgeschütz fährt hydraulisch aus dem Boden.

**Waffenläufe wie der in Thun bringen alljährlich Tausende auf die Beine. Der außerdienstliche »Wehrsport«, zu dem auch Militär-Radrennen zählen, ist eine Schweizer Spezialität, die als Beleg für laufende Wachsamkeit gewertet wird. Wer mit dem Karabiner auf dem Rücken einen Marathonlauf gewinnt, ist hier oft populärer, als es zivile Sportgrößen sind**

Aus drei großen Festungsanlagen um Sargans, am Gotthard und in St. Maurice, aus weiteren unterirdischen Stellungen mit 400 Festungsgeschützen und 600 verbunkerten Panzerabwehrkanonen würden sie schießen. Mit Munition aus Stollen, die mindestens viermal die Länge des Autobahntunnels zwischen Göschenen und Airolo haben. Ihre Flugzeuge würden aus Felskavernen rollen und unter Autobahnbrücken durchstarten. In 2000 Straßen und Brücken könnte der jetzt schon deponierte Sprengstoff gezündet werden, Überflutungen würden, so heißt es lapidar in einer Selbstdarstellung, das „Verzögerungsdispositiv vervollständigen“.

Mir ist es beim Durchlaufen endloser Katakomben, zwischen tonnenweise geschichteten Panzerhaubitzen und Regalen mit säuberlich gestapelten Gasmasken, häufiger kalt über den Rücken gelaufen als in der Nacht, als die 112er aus allen Rohren „Vernichtung“ üben. Das hatte nichts mit der Temperatur zu tun, die war am Panixerpaß so eisig wie in der unterirdischen Schweiz. Aber die 112er hatten wenigstens Probleme mit veralteten Skibindungen und zu dünnen Schuhen, und ihre größten Siege feierten sie ohnehin mit Pirmin Zurbriggen bei seinen Weltcup-Erfolgen in der Abfahrt.

In den Katakomben aber waltete die beamtenhafte Perfektion der Verteidigungsbereitschaft, jene merkwürdige Mischung aus völliger Abstraktion vom konkreten Grauen und totaler Verplanung. Das Brot im Kriegsfall: vier Jahre haltbar, weil luftdicht eingeschweißt mit Alkoholmantel als Wachstumshemmer für Mikroorganismen. Das Blut: nach dem „Konzept des Kriegstransfusionsdienstes“ geregelt. Die Ängste: Laut Leitsatz der koordinierten Seelsorge werden, je nach Not am Mann, Zivilpfarrer den Wehrmännern ihr Ohr leihen, und Feldprediger den Zivilisten.

An den Klotüren eines Zivilschutzbunkers in Bern lese ich die Ordnungsregeln für Kleinkinder, für die im Kriegsfall „Töpfe zu verwenden“ seien. Mit dem ausgeprägten Geborgenheitsbedürfnis der Enklavebewohner, die auch privat die höchsten Pro-Kopf-Versicherungen der Welt abschließen, wird dies erklärt. Aber daß die Schweizer, wahrscheinlich Weltrekord, schon

## Der Wehrgedanke ist immer unterwegs



heute zu 80 Prozent eingebunkert werden können, das hat vor allem mit dem „Gesamtverteidigungskonzept“ zu tun. Dessen Ziel: „die moralische Durchhaltekraft des Volkes“ zu stärken. Bis zur Jahrtausendwende werden weitere 1,8 zu den bis heute schon betonierten fünfeinhalb Millionen Schutzraumplätzen dazukommen, wird es unter der Erde in sanitätsdienstlichen Anlagen 28 Liegestellen auf 5000 Einwohner und ungefähr für jede Kleinstadt ein Notspital mit geschützten OP-Stellen geben.

Ohne Bunker darf schon lange kein Schweizer mehr sein Haus ins Grüne bauen, Bunker sind unter Kirchen und Kneipen, ein Bunker – der größte der Welt – ist der Sonnenbergtunnel in Luzern und ist die Tiefgarage unterm Heimwerkerzentrum in Bern. Eine halbe Million Männer, solche, die für den Waffendienst untauglich sind, und danach alle 50- bis 60jährigen, haben in periodischen Kursen abzuleistende Schutzdienstpflicht.

Im Bundesamt für Zivilschutz summt der Filmprojektor. So soll es angeblich aussehen im Ernstfall, auf einem Quadratmeter Fläche und mit zweieinhalb Kubikmetern Luft pro Person: Die Frauen stricken bei Kerzenlicht. Andere sind beim Kartenspiel. Die Regale biegen sich unter Konserven. Aus dem Kofferradio

kommt Musik. Jemand verläßt den Bunker, um in der Wohnung die Katze zu füttern. Jemand sagt: „Wenn du nicht gerade einen Volltreffer kriegst, kannst du schon überleben, genau wie die Marmelade.“

Daß die Angst in diesem Film so wenig mitspielt wie in einem Reklamespot für die Milch glücklicher Kühe, ist sicher nicht der Verdrängungsarbeit eines einzelnen Regisseurs zuzurechnen. So war's ja auch auf dem Panixerpaß bei den 112er, als die Wehrmänner so gemächlich den Rückzug antraten, als hätten sie nicht die feindliche Infanterie hinter sich. Sondern eben wirklich nur das, was jeder ja auch sehen konnte – den Neuschnee von der vergangenen Nacht und ein paar Steine. Die Todesangst könne nicht simuliert werden. Als Fazit einer Tagung des Schweizerischen Arbeitskreises Militär und Sozialwissenschaften zu Ap-

**Ein Wehrmann soll sich über seinem Kopf eine radioaktive Wolke denken. Für den Fall, daß ein Schrecken wie der hier simulierte tatsächlich Wirklichkeit würde, hat das Bundesamt für Wirtschaftliche Kriegsvorsorge Fleisch- und andere Nahrungsreserven schon berechnet. Eine Kalorien-senkung von 3300 auf 2400 pro Schweizer und Tag ist vor-programmiert**

## Horror auf der grünen Wiese



penberg bei Zäziwil hatte mir dieser Satz tagelang quergelegen im Kopf. Mit der Phantasie, es könne die Essenz dieser Aussage einer ändern wollen. Beim „Gefecht“ im Gebirge aber löste sie sich auf sympathisch banale Art auf. Mürrisch stapfte der Kommandant von dem, was er „die Front“ nannte, in den Unterstand zurück. Der größte Fehler des Zugführers da hinten sei, daß er „die Kampfsituation nicht simulieren“ könne. Das wäre wohl auch den anderen Zugführern schwergefallen. Als wir in den Unterstand kamen, hockten einige Wehrmänner bei Schokolade, Keks und Scherzen auf dem Boden. Vielleicht hat einer an zu Hause liegengebliebene Arbeit gedacht. Jedenfalls schien keiner an Bomben zu denken oder an Bunker.

Im Bunker unter dem Berner Eisstadion, dort, wo Major Rytz den zukünftigen Rekruten der Stadt ihre Wehrmänner-Pflichten – „Punkt 5: Schießpflicht“ – und ihre Rechte – „5.: Portofreiheit“ – erklärt hat, hängen knallbunte Schweizer Landschaften an den Wänden. Vor leeren Etagenbetten erklärt der Ortschef des Zivilschutzes, wie die jeweils obere Krankenpritsche mit einer fahrbaren Hebebühne ohne menschliche Anstrengung herunterzuholen wäre. Neben einer Waschmaschine steht das Waschmittel. Die Außenwände des Bunkers sind 52 Zentimeter starker armerter Beton, die Decke ist noch dicker. Alles sehr beeindruckend.

Aber, frage ich den freundlichen Herrn neben mir, er ist der stellvertretende Direktor des Bundesamtes für Zivilschutz: Bei einem Nuklearkrieg, in welche Welt kämen die Menschen aus solch einem Bunker hinaus?

„Der Zivilschutz ist fürs Überleben zuständig“, sagt er, „nicht fürs Weiterleben.“ Zumindest könne es doch kein Weiterleben ohne vorheriges Überleben geben.

In Friedenszeiten hilft die Notstromanlage im Bunker unter dem Berner Eisstadion den Sportlern oben schon mal bei der Erzeugung von Kunsteis.

Auch das sei eben typisch für die Schweiz, halt „unser Milizsystem.“ □

Peter-Matthias Gaede, 33, ist GEO-Redakteur. Alberto Venzago, 35, lebt als freier Fotograf in Zürich. Sein Debüt in GEO hatte der Schweizer mit einem Bericht aus Chomeinis Iran (Nr. 8/1984).